

DIE FUNKTION DER HOFFNUNG  
IM ZEITALTER DES  
WARTENS



AUS DER CHRONIK DER UNHALTBARKEIT  
VON  
ŽELJKO BOŽIČEVIĆ

An diesem äußersten Punkt des Wartens, wo das, worauf man warten könnte, schon längst nur noch dazu dient, das Warten nicht enden zu lassen, in diesem Augenblick, der vielleicht der letzte, vielleicht der unendliche ist: noch Mensch sein in unserer Mitte.

Maurice Blanchot

## Der blinde Tanz

Listig ist der Künstler, einem schlaun Krämer ähnlich, der nur Centbeträge abrechnen darf, und doch Millionen verdienen will. Ruhe will er, doch sein Geschäft lässt ihn nicht mehr ruhig schlafen. Denn über Nacht ist die Ironie, sein Markenzeichen, für die Kunst unbrauchbar geworden. Er verjagt sie zwar, wo immer er kann, doch wie aus dem Nichts taucht sie immer wieder auf. Auch die Leichtigkeit ist verlorengegangen, nichts gelingt wie erhofft. Mehr noch, dem Künstler sind seine eigenen Gedanken verdächtig geworden. Trotzdem denkt er sie fleißig weiter. Unablässig schreibt er sie auf und häuft sie an – weil er den Magen seines müden Geistes zur Speicherkammer salzloser Kunstwerke gemacht hat, die nichts anders sind als Notrationen für die kommenden Hungersnöte im dunklen Schweigen. Er legt Vorräte für einen nahenden Mangel an, der mit dem Ende des Wartens einhergeht. Und doch vermag er mit ihnen nur einen farblosen, kalten Dampf freizusetzen. In Grunde nutzt er seine Gedanken nur aus – wie erpresste Zeugen, die zu arm sind, um die falschen Aussagen verweigern zu können. Korrupte Unschuldige auf der staubigen Neben Bühne eines tragischen Zeitalters ... Nach Anerkennung ihrer Anständigkeit gierende Phantasmen des Geistes, die sich Ehrlichkeit nicht leisten können und sich, beschmutzt und beschämt, Kleingeld geben lassen müssen, um überhaupt wahrgenommen – mehr noch – um überhaupt ins Leben gerufen werden zu können. Sie lügen, damit sie über ihr Schicksal klagen können. Sie lassen sich missbrauchen, damit es sie gebe. Ihre einzige Würde ist ihre Scham, die sie als Beweis ihrer Unschuld so dringlich und so verzweifelt vorweisen

müssen, dass sie nur als verlogen gelten kann und ihnen mehr schadet als nützt.

Dem, der die Gedanken ins Leben ruft – dem, *was* sie ins Leben ruft – sind sie gleichgültig. Denn dort, wo Druck, entsteht auch die Entlastung mit. Alles, auch das Verstummen wird zur Botschaft, weil jeder Form eine Negativform hat, die wie eine Prägung auf der Haut der Welt zurückbleibt und noch lange, nachdem alles gesagt ist, wie ein müder Gast, für den der Schlaf dem Tod gleichkommt, in unserem Geist umherirrt. ... In Wahrheit jedoch schwebt alles nur; sowohl die Gedanken als auch die Welt, in der sie gedacht werden. Alles schwebt, weil alles nur noch warten kann ... und weil alles nur Warten ist ...

Ein dumpfes Gerät brummt in uns, treibt uns nach links, schiebt uns nach rechts, stößt uns nach vorn ... Oder es wirft uns zurück. Es lässt uns wachsen und schrumpfen und sorgt dafür, dass alles unablässig weiterläuft, rollt und fließt. Es lässt Dinge auf- und ausblasen, so dass aus dem blinden Tanz des Wartens jene wundersamen Zeugen beschworen werden können, Zeugen, die atmen, um zu lügen – in einer trüben Hoffnung, wie Kinder lügen zu dürfen; wie Kinder, die *phantastisch* lügen, um ihrer unerklärlichen Wirklichkeit und ihrer unsagbaren Wahrheit doch Worte verleihen zu können.

## **Im Schatten der Kunst**

Eine Notizensammlung zu Stimmen und Figuren des  
Schwebens

Es ist die Kraft des Wartens, beharrlich in ihrer Wahrheit, zu führen dorthin, wo es warten heißt, an den Ort des Wartens.

Maurice Blanchot

## Prolog

Unser in vieler Hinsicht verhängnisvolles, kurzlebiges und tobsüchtiges Zeitalter, das wir hier als Zeitalter des Wartens bezeichnen und, mangels Alternativen, mit Hilfe der Kunst skizzieren wollen, ist mit der Gewissheit darüber angebrochen, dass die gegenwärtige Fortschrittskultur ein Schicksal ohne Zukunft ist. Dass der Mensch dazu verdammt ist, im Warten zu leben, bedeutet jedoch noch kein unverzügliches Ende der Fortschrittskultur, sondern nur ebendieses Schicksal. Doch im Gewühl dieser Schicksalslage schrumpft der Mensch. Die Gedanken über die Zukunft senken seinen Blick; unfähig, radikal zu handeln, richtet er seine ganze Kraft auf die Fortsetzung des Gewohnten. Die Gänge des Fortschritts laufen somit doppelt ins Leere und lassen unsere Träume mutlos werden. Unsere Bilder der Zukunft sind zu einem dunklen Gemälde des Scheiterns geworden. Das Zeitalter des Wartens hat für sie keine Verwendung. Denn wer vermöchte einen solchen Ausblick zu ertragen, in dem sämtliche Hoffnungen nur mit langen Schatten eines abgründigen Grauens ans Licht treten können? (Und das Licht selbst, wirkt es dabei nicht zu grell, sehen wir unter ihm nicht so unwirklich flach aus?) Das Zeitalter des Wartens schwört sich somit zum falschen Glück einer zynischen Askese, die uns auch ohne Zukunft weiterleben lassen will. Mehr noch! In diesem grellen Licht, das uns jede Tiefe raubt, stellen wir unseren Verzicht auf Hoffnung schamlos zur Schau – indem wir sehnlich das Warten leben. Unsere Vorstellung von der Katastrophe, auf die wir geradewegs zusteuern, bleibt dabei diffus. Doch sie nimmt tiefer im Geist ihre

Gestalt an. Dunkel, nüchtern, leise – damit wir nicht erschrecken! – formt sich dort der erste Satz:

*Wir leben nicht, wir schweben.*

Denn es ist nicht das Naheliegende, was im Zeitalter des Wartens zum Handeln drängt, sondern nur das Gewöhnliche, das heißt dem bösen Erwachen Bevorstehende.

### 1. *Der Kulturmensch und die Helden von gestern*

Wir leben nicht, wir schweben ... Was sagt der Kulturmensch dazu, war das nicht immer so? Unsere Abgründe, waren sie nicht immer fatal gewesen; unsere Wirklichkeit, war sie nicht immer schon mehr erträumt als gesehen? Hatten wir nicht unzählige Kunstwerke, die uns wachrütteln und wachrufen sollten? Wir kennen doch genug schwebende Gestalten und schwebende Helden, die im Leben nur zu schweben wussten und nur deswegen erfunden wurden, nämlich um vergeblich der Welt entfliehen zu wollen und stets scheitern mussten – nur um einem tiefen Zweifel an der Welt immer wieder ein neues Gesicht zu geben. Gibt es auf den mächtigen Schultern dieser schwebenden Riesen für uns keinen Platz mehr? Oder, womöglich schlimmer: Kann es sein, dass diese Helden sogar nicht mehr zu gebrauchen sind? *Wir leben nicht, wir schweben ...* – nun anders als sie? Doch wie? ... Wir ahnen Schlimmes: Werden wir uns von ihnen verabschieden müssen? Schauen wir uns eine erste Kostprobe aus dem Inventar bevorstehender, schmerzlicher Abschiede an, denn vielleicht sehen wir so ein wenig besser wie nackt und wie einsam wir schon geworden sind.

### 2. *Die Proportionslehre des letzten Blickes*

In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, in der goldenen Zeit unserer Fortschrittskultur, taucht der schwebende Mensch in zwei seiner markanten, geradezu archetypischen Gestalten – und Klassikern der Weltliteratur – auf: als edelmütiger und doch weltfremder Phantast Lord Jim und als stiller, ebenso weltfremder, aber selbst- und auch sonst alles aufgebender Verweigerer Bartleby.



Die beiden sind auf Erden nichts als Schatten, in unserer Phantasie jedoch stemmen sie unsere tiefsten Sehnsüchte nach Würde und Gerechtigkeit ohne Mühe hoch. Sie gewinnen unser tiefes Mitgefühl vor allem, weil sie in der Welt, die sie doch hervorgebracht hat, hoffnungslos verloren und obdachlos sind. Sie sind auf eine unergründliche Weise überflüssig, sie machen alles falsch – als Phantasmen sind sie jedoch unentbehrlich! ... Denn sie zeichnen eine so große Zahl irritierender Schnittmengen mit unseren Vorstellungen vom richtigen Leben auf, dass wir zunächst nicht recht wissen, wo wir sie bewundern und wo belächeln sollen. Was sie wertvoll macht, ist der kleine Rest – jener Teil ihres Wesens, der, weil uns allen angeboren, weder unwirklich noch entbehrlich ist; der kleine, flüchtige Rest, in dem sie in ihrem verrückten Tun real genug sind, um dem spröden Reglement der Welt einen wunden Seitenstich zu versetzen. Es ist ein dubioser *Rest aller unserer Dinge*, den, sprichwörtlich, nur die Kunst aufzuspüren vermag ... Den Schöpfern solcher Gestalten war noch die alte Proportionslehre bekannt, nach der jede Übertreibung und jede Zuspitzung jenem letzten Blick auf ein geliebtes Wesen ähneln soll, der, einmal von der Liebe losgelöst, fortan alle unsere Sehnsüchte prägen wird. Die Auslegung einer literarischen Optographie wäre hier fehl am Platze, doch was müsste ein Mensch gesehen haben, um, wie der arme Angestellte Bartleby, der Welt so restlos entschweben zu wollen? Was wollte Lord Jim sehen, um endlich nicht mehr in der Schweben seiner pubertären Träumereien leben zu müssen? Schauen wir uns ihre *letzten Blicke* etwas genauer an.

### 3. Herman Melville, »Bartleby, The Scrivener«, 1853,

#### Kurzfassung

Mit einem altbewährten Kunstgriff liefert uns Melville den Schlüssel zum Verständnis seines unheimlichen Helden erst am Ende seiner Erzählung. Der Schreiber Bartleby tritt seine neue Stelle in einer New Yorker Anwaltskanzlei an, *nachdem* ihm »im Amt für die unzustellbaren Briefe«, wo er jahrelang gearbeitet hat, von heute auf morgen gekündigt wurde. Dort gingen die unzähligen Briefe, deren Empfänger nicht mehr zu ermitteln waren und von denen die »ganzen Wagenladungen« jährlich verbrannt werden, tagtäglich durch seine Hände. Unzustellbare Briefe assoziiert der Autor gleich im nächsten Satz mit »unrettbaren Menschen«. Es sind Menschen, die den Zugang zur Welt verloren haben; sie haben kein Zuhause mehr, keine Botschaft kann sie mehr erreichen. Auch jede Hilfe kommt für sie zu spät: *Manchmal entnimmt der blasse Angestellte dem gefalteten Bogen einen Ring – die Hand, für die er bestimmt war, vermodert vielleicht schon unter der Erde; einen Geldschein, in eiliger Hilfsbereitschaft versandt – doch den er hätte retten sollen, verspürt nicht mehr Hunger noch Durst; Vergebung für die, die in Verzweiflung starben; Hoffnung für die, die ohne Hoffnung sterben [...]*

Der Schreiber Bartleby hat zwar eine neue Stelle gefunden – er soll nun Geschäftsverträge kopieren – doch, zum Erstaunen seines Arbeitgebers, ist er nicht willig, seiner Arbeit nachzugehen. Er weigert sich, ein Adressat für die Aufgaben, Aufforderungen und »Briefe« jeglicher Art zu sein. Gleich, ob man ihm droht oder ihm Gutes tun will, seine berühmt gewordene Antwort bleibt immer dieselbe:

»Ich ziehe es vor, es nicht zu tun.« Auch Bartleby hat den Halt in der Welt verloren. Nachdem er jahrelang damit beschäftigt war, vergeblich geschriebene Briefe zu vernichten, ist ihm angesichts ihrer schiereren Menge die Fähigkeit verlorengegangen, zustellbare von unzustellbaren Briefen zu unterscheiden. Mehr noch, durch seine Weigerung produziert er nun selbst unzustellbare »Briefe«. Das zuständige Amt weitet sich auf die ganze Welt aus, alle Briefe sind vergebliche Briefe geworden, sie zu schreiben ergibt keinen Sinn mehr. Die Katastrophe ist vorprogrammiert: Bartleby landet im Gefängnis. Bald darauf stirbt er dort in einem stillen Hof, wo »gewöhnliche Gefangene« keinen Zugang haben. Seine Augen, mit denen er die ganze Zeit die hohe Wand des Hofes angestarrt hat, sind noch weit aufgerissenen – um noch einen letzten, wenn auch toten Blick auf uns und auf die Welt zu werfen, in der er nicht mehr leben konnte.

#### 4. *Joseph Conrad, »Lord Jim«, 1900, Kurzfassung*

Auch Conrads Kunstgriffe sind von feinsten Art. Die Geschichte von Lord Jim wird multiperspektivisch erzählt. Neben dem Erzähler Marlow gibt es noch zahlreiche weitere Informanten, die von Lord Jim aus ihrer Sicht berichten, so dass der Held des Romans für alle Beteiligten – inklusive Leser – bis zum Schluss eine schwebende und rätselhafte Gestalt bleibt.

Die erste Szene des Romans gibt schon vor, wie sich die Handlung entwickeln wird. In seiner Kojen auf dem Schulschiff der britischen Handelsmarine verschlingt der junge Kadett Jim Abenteuerromane und träumt, selbst einmal »inmitten von Gefahren zu glänzen«.

*Er sah sich von sinkenden Schiffen Menschen retten, im Orkan die Masten kappen, mit einer Leine durch die Brandung schwimmen, oder als einsamer Schiffbrüchiger, barfuß und halbnackt über bloßgelegte Riffe wandern auf der Suche nach Muscheln, um dem Hungertot noch einmal zu entrinnen.*

Doch schon bei der ersten Gelegenheit, eine Großtat zu verrichten, scheitert er. Er, nun der Erste Offizier eines Passagierschiffes, glaubt einsehen zu müssen, dass sein altes, brüchiges Schiff angesichts des aufkommenden Sturms nicht zu retten ist. Er zögert zunächst, doch dann steigt er mit den anderen Offizieren heimlich in das Rettungsboot und flieht – während achthundert Pilger nach Mekka ihrem Schicksal überlassen werden. Gerettet wird nur die eigene Haut. Als sich dann herausstellt, dass das Schiff wie durch ein Wunder nicht gesunken ist und nun Klage gegen die Offiziere erhoben wird, muss sich Jim, als Feigling gebrandmarkt, vor Gericht verantworten. Doch anders als die anderen Offiziere stellt er sich der Polizei. Nicht noch einmal zu fliehen ist das mindeste, was für ihn noch als anständig gelten kann, und das einzige, womit er sich vor seinem Gewissen eine zweite Chance, einen zweiten Versuch erhofft. Denn *Solange das Leben währt, gibt es Hoffnung, sicherlich; aber auch Furcht ...* Doch die Schuldfrage bleibt radikal ungeklärt: [...] *dennoch dringt sich der Gedanke auf, dass er sich seine Schande zu sehr zu Herzen genommen habe, während doch die Schuld allein es ist, die zählt.*

Zum Hafenanten degradiert, versucht er seiner Schande zu entfliehen, indem er von einem Hafen zum nächsten zieht. Die Welt beginnt ihn schon ganz zu verschlingen,

als die zweite Chance kommt. Und er kann tatsächlich glänzen und vollbringt Großes! Doch das reicht ihm nicht. Er geht noch weiter in seinem Größenwahn, Großes zu bewirken – und schätzt die Lage wieder einmal falsch ein. Nach einer kriegerischen Auseinandersetzung mit einer Bande Seeräuber gibt er dem besiegten Gangster Brown, in dessen Schicksal er das seine wiederzuerkennen glaubt, eine zweite Chance. Doch der Räuber bleibt Räuber und geliebte Menschen müssen sterben. Abermals stellt sich Lord Jim freimütig seiner Strafe und wird – mit einem Schuss ins Herz – hingerichtet.

Die unheimliche Vitalität eines Lebens, das sein verrücktes Selbstbild immer wieder gegen verkannte Realität behaupten muss, daran zerbricht und keinen Halt in der Welt findet, kann nur immer wieder aufs neue scheitern. Der einzige Augenblick, in dem Lord Jim dabei zu »glänzen« vermag, ist der, als er sich der Strafe – nicht so sehr der Schuld! – stellt. Auch dieser Held wirft uns, bevor er stirbt, einen letzten, *einen stolzen, standhaften Blick zu ...* – damit wir eine Ahnung von einer *letzten Hoffnung* bekommen, der Hoffnung, doch ein wenig Würde bewahren zu können – wenn nicht durch Taten, dann zumindest durch das Eingeständnis der Schuld.

##### 5. *Alles schwebt*

Der eine Held sucht Abenteuer, will die Welt unbedingt retten und dafür alles geben. Wenn es sein muss, ist er sogar bereit, sich heroisch zu opfern. Er scheitert, akzeptiert seine Strafe, doch er verkennt seine Schuld. Er bleibt Egoist auch wenn er die Welt retten will. Der andere gibt die Welt und gleich auch sich selbst restlos auf. Er ist der schrille Hilferuf und deren stumme Antwort zugleich.

Zwei entgegengesetzte Welten. Doch wir, die geübten Leser, wissen wohl, was die beiden verbindet – und verbinden muss –, um überhaupt als tragische Helden gelten zu können, nämlich alles, was wir Tag für Tag sträflich versäumen, selbst zu sein. Diese alltäglichen Versäumnisse beschämen und machen auch aus uns »begossene Pudel«, wenn wir einmal standhaft bleiben müssen: *Es ist ein Unterfangen, in das man sich träumend stürzt, und dem wie ein begossener Pudel und mit schlotternden Gliedern wieder zu entkommen man sich glücklich preist.* (Im Lexikon nachgeschlagen, handelt es sich hier um die schlichte Feigheit, das Richtige im Leben zu tun.)

Zwischen diesen Antipoden zeichnet sich in der Folgezeit eine großartige, nimmermüde literarische Pendelbewegung ab, die bis heute unsere Bücherregale mit kleinen und großen Meisterwerken füllt. Doch der Kulturmensch weiß, dass diese bemerkenswerten Figuren, die als Überflüssige der Welt ihr blankes Scheitern von damals zwar weiterhin glänzend verteidigen, heute jedoch vergeist und ohne rechtmäßige Nachkommen nur noch einer edlen Unterhaltung dienen. Denn einmal in die Schwebelage gesetzt – und ohne es wirklich bemerkt zu haben –, gewinnt der moderne Mensch mitsamt seinen Romanhelden nicht mehr so leicht festen Boden unter den Füßen. ... Was ist passiert?

#### 6. *Bis zum bitteren Ende*

Sowohl die Welt um jeden Preis retten zu wollen, als auch sich selbst restlos aufzugeben, ist auf eine wundersame Weise obsolet geworden. Sich um jeden Preis retten zu wollen heißt für uns, sich restlos aufgeben zu wollen.

Denn sowohl die »Welt«, die wir retten wollen, als auch das, was wir dafür aufgeben müssten, sind endgültig eines und dasselbe geworden, nämlich wir selbst. Es ist *unsere* Welt, die wir unbedingt erhalten wollen, die uns aber so unwiderruflich zu entschwinden droht, dass wir sie, berührungsscheu und ängstlich, *nur* noch in einem Zustand des Schwebens zu bevölkern wagen. Das ist anders! Denn der Anspruch unseres Lebens gilt einem tauben Warten, das nichts weniger will als uns vor der eigenen Zukunft Schutz zu geben. Das macht uns zu Geschworenen einer dubiosen Radikalität, die wir vehement leugnen müssen, um sie ausüben zu können. Und weil dieses Schweben im Warten so umfassend und so radikal ist, tritt es überall so unverhüllt auf, dass nicht nur das vermeintlich Verborgene, sondern auch alles bloß Unauffällige davon betroffen ist. Nichts in dieser blanken Wirklichkeit taugt mehr zur Kunst, die Helden braucht. Es gibt praktisch niemanden mehr, dem wir einen letzten Blick nachwerfen könnten, alles und jeder soll unbedingt hierbleiben und breitbeinig und brav dem allgemeinen Schwinden von allem, was uns lieb und teuer ist, bis zum bitteren Ende beiwohnen. ... Alles, was wir noch wissen wollen, macht uns nur zum Warten klug. Mehr noch: Im Zeitalter des Wartens bemüht sich jeder nur davon Bescheid zu wissen, was ihm erlauben kann, seine Welt und sein ganzes Leben als Beweis und Rechtfertigung für sein Warten zu sehen.

Doch Vorsicht! Der Wartende weiß zwar um sein Warten Bescheid. Doch dieser Bescheidwissende weiß nur, was ihm helfen kann, das Wesentliche nicht wissen zu müssen: Das Wissen um die Ausweglosigkeit seiner Lage.

### 7. *Die Kolosse des Schwebens / betrogene Atlanten*

Da im Zeitalter des Wartens keine Zukunft willkommen ist, kann die Kunst als Spiegelbild der Gegenwart keine Perspektive für eine erlösende Rückblende anbieten. Denn die sichere Zukunft unserer Welt wird das Ende des Wartens sein. Eine andere lässt sich zwar erträumen, doch gibt es dafür – in einer Gegenwart, in der eine notorische Zeitknappheit herrscht – leider keinen Platz mehr: Das Warten duldet keine Abschweifungen! Wer mitwarten will, *muss* schweben, wer nicht schweben kann, ist verloren! Und: niemand, der wartet, kann überflüssig sein! Kein Literaturheld aus dem Bücherregal kann hier Hilfe leisten. Selbst hochartistische Spielarten und künstlerisch vollendete Verdichtungen des Lebens im Schweben sind zu einem faden Schattenwerk einer einst glanzvollen Zeit geworden. Diese Helden von damals, einige von ihnen wahre Kolosse des Schwebens: Josef K., Hans Castorp, Ulrich, um nur die bekanntesten zu nennen, haben den Kulturmenschen zwar lange Zeit beschäftigt und lange Zeit geprägt. Im Zeitalter des Wartens jedoch starren sie uns nur noch stumm an – wie prächtige, aber doppelt betrogene Atlanten, die keine Last mehr zu tragen haben und nun die aberwitzige Qual erleiden müssen, ihre Muskeln weiterhin angespannt zu halten.

### 8. *Gesichtslos*

Doch unser Interesse gilt nicht der Literaturgeschichte, der schwebende Mensch von gestern kann uns heute tatsächlich nicht weiterhelfen. Der *wartende* »Held« unseres Zeitalters schwebt anders. Seine Vorgänger sind auf eine so andere Art und Weise überflüssig gewesen als wir es



heute sind, dass die Geschichte dieses Heldentypus komplett neu geschrieben werden müsste. Auch das interessiert uns nicht. Der Künstler muss hier standhaft bleiben – fassen wir uns ans Herz: Den Menschen von heute zu einer Literaturfigur zu verdichten – das ist der Mühe nicht wert! Denn er ist zu einem treuen Personal eines schamlosen Wartens geworden, das kein Symptom eines Mangels sein will, sondern nur das prekäre Lebenszeichen einer nun gänzlich gesichtslos gewordenen Epoche. Jener *nebulöse Rest* seines Wesens, den die Kunst hier aufspüren könnte, ist zu schlichter Dummheit verkommen, die allenfalls zur Figur eines geschmacklosen Witzes reichen kann.

*Die Wartenden und Schwebenden von gestern  
haben uns heute nichts mehr zu sagen,  
ihre Geltungszeit ist abgelaufen.  
Ihre wahre Tragik hört sich bei klaren Worten  
nüchtern an:  
Ihr Auftrag, durch kunstvolle Inszenierungen  
von Weltflucht, Ablehnung und Verweigerung  
auf die Schattenseiten der modernen Welt  
hinzuweisen, zieht am selben Strang einer mühsamen  
Gegenwartsbewältigung,  
mit der wir heute  
nichts mehr anzufangen wissen.*

#### 9. Die Proportionslehre des Wartens

Die Fortschrittsidee dagegen erweist sich zäh. Alles andere schwebt, doch sie lebt einfach weiter. Denn wir lieben sie! Selbst unsere Zukunftsängste können daran nichts ändern. Sie hat nicht nur die öden Mühlen der Zeit in die bunten, lustig hüpfenden Kreisel verwandelt, sondern

ihren Helden allmählich jegliche Tragik aus ihren Textzeilen gestrichen. Ihre Proportionslehre bestimmt immer noch über Sinn und Glück unseres Lebens, denn sie ist unschlagbar einfach: Sie kann nur die Zeit teilen. Alles andere darf sich nach Belieben stapeln. Ihre Botschaft ist klar: Die Zukunft ist alles – der Rest ist da, damit sie schneller kommt. Mehr noch, im Herbst ihres Zeitalters müsste man nicht einmal auf sie warten – sie war, im Form des Neuen, in damaligen *Heute* schon da! Dieses Neue war (und immer noch ist) der lustig wedelnde Schwanz des Zukünftigen; es tauchte als Spielzeug, Zirkus und Theater auf, in dem alles erprobt und durchkostet werden konnte. Die Zukunft war alles, sie war hier und jetzt und sollte mit uns und bei uns für immer bleiben. Sie machte alle anderen Inhalte der Zeit klein und fad. Für die schmale Gegenwart blieb nur die Aufregung übrig, die nicht enden wollte, weil alles, was noch kommen sollte, unerschöpflich war ... Doch wie anders ist alles geworden! Im Zeitalter des Wartens kneten wir zwar immer noch alles nur vorstellbar Zukünftige bis zur Unkenntlichkeit in unsere Gegenwart um, doch es ist nicht die Zukunft, die sie vergoldet, sondern unsere Fähigkeit, das unausweichlich Kommende zu verleugnen.

#### 10. *Niemand schwebt, wenn alle schweben*

Doch wir schweben blind. Denn eine andere Zukunft, eine, die wir weder sehen, uns erträumen noch haben wollen, kommt trotzdem auf uns zu. Mehr noch – sie drückt uns schon die Nase platt. An sie wollen wir keine Zeit verschwenden. Wir wollen sie nicht haben. Wir können auch ohne Zukunft warten. Unser Entschluss, fortan nur noch zu warten, fiel uns leicht und wie im Halbschlaf

– ohne Worte, ohne Absicht, als leise Entgleisung, die ihre eigene Wahrheit folgenlos belügen darf. So schwebt nichts, wenn alles schwebt, und niemand wartet, wenn alle warten.

### 11. *Wie ein Beutetier vor dem Sprung*

Dieses drohende Schicksal, schon zu seiner Lebzeiten ohne Fortschrittsgedanken leben und handeln zu müssen, verursacht bei dem modernen Helden des Wartens eine kaum merkliche, weil hoch getaktete Schläfrigkeit. *Sie* lässt ihn schweben anstatt leben! Denn er schwebt nicht als Außenseiter, sondern fest eingebunden im Kollektiv des Wartens. Sein Schweben vollzieht sich im trüben Dunstgewölbe eines lärmigen Bewusstseins, das die simple Wahrheit, dass er so, wie er jetzt lebt, nicht leben sollte, zwar deutlich ausspricht, aber ihren tobenden Wiederholungen nicht standhalten kann. So harrt er in seinem tauben Zaudern aus: Jede Minute schläft er tausendmal ein und wird tausendmal wacherüttelt. Tausendmal will er anders sein und tausendmal bleibt er wie er ist. Derartig wach-schläfrig im Warten zu schweben, lässt allerdings nur ein fades Unbehagen zu. Ohne Fortschrittsgedanken denken zu müssen, bleibt für ihn weiterhin unvorstellbar. Dieses Schicksal jedoch bereits zu haben, das heißt *im* Warten zu leben, das kann er ohne Anstrengung. Denn er ist weder wach noch schläft er. Deswegen wartet er ungestört. Nicht, weil er – weder im Schlaf noch wach – tatsächlich nichts zu erwarten hätte, sondern weil alle seine Erwartungen eine unerbittliche Aufgabe erfüllen müssen: Er muss sein Leben von einem unheimlichen zeitlichen Außen, das er verlegen »Zukunft« nennt, möglichst lückenlos abgrenzen. So lebt er in seiner Gegenwart

geduckt wie ein Beutetier vor dem Sprung, den er aus  
Sorge um seine Tarnung doch nicht wagt.

*Wer den Menschen des Wartens  
verstehen will, muss seine Weigerung,  
seine Zukunft sehen zu wollen,  
verstehen!  
Die Hingabe zu einer Idee des Fortschritts,  
die ihrem Zeitalter unmöglich  
abgewonnen werden kann,  
ruft den Wunsch hervor,  
durch eifrige Beatmung  
längst erstickter Hoffnungen  
seine prekäre Lage zu vergessen.  
Ein Durst nach Hoffnung und  
der Leerlauf einer triebhaften  
Gegenwart.*

## 12. Gesetz und Ordnung, der normierte Hoffnungsersatz

In diesem Warten kann nur ein Mensch leben, der weiß, dass seiner Welt eine gänzlich andere folgen wird, eine Welt, in der sich niemand an ihn wird erinnern wollen. Diese Gewissheit kann ihm niemand nehmen. Deswegen wartet er gern. Nichts berühren, allem ausweichen, keine Last aufnehmen. Nur das eigene Gewicht spüren. Zwischen den Dingen des Lebens zu schweben ist für diesen Menschen der einzige Geisteszustand, in dem eine zwar beschämende und deswegen fachmännisch zensierte – aber doch schlaue, weil *formflüchtige* – Hoffnung aufrechterhalten werden kann. Es ist eine Hoffnung, die sich gegen die Zukunft behaupten muss. Sie erlaubt zwar ein zeitprägendes, aber doch nur ein Leben ohne Fortschritt.

Denn das Leben im Warten steht windschief zu seinen Erwartungen; der Mensch müsse im Warten leben – so denkt er – um überhaupt noch *menschlich* leben zu können.

Obwohl sein Warten die treibende Kraft des Untergangs ist, begreift sich der Mensch als ein zwar gekränkter, aber durchaus schlagfertiger Pflichtverteidiger seiner bizarren, gesichtslosen Welt. Das heißt: Verteidiger seiner Unschuld, die er zwar unmöglich beweisen kann, aber kraft seines Amtes doch vertreten muss. Im vollen Bewusstsein seiner prekären Lage pocht er auf sein Recht und verlangt die volle Einhaltung von Gesetz und Ordnung. Doch dass er überhaupt zu Wort kommen darf, muss stets durch kunstvoll erpresste Zugeständnisse erkämpft werden. Denn sowohl seine Kläger als auch seine Richter sind zwar scharfsinnig und klug, aber nur so mündig wie gefangene Kindersoldaten mündig sein können. In Wirklichkeit erwartet er von ihnen nichts, er spielt auf Zeit. Er lebt im Warten mit seiner morbiden Hoffnung, bis Ende seines Lebens im Warten schweben zu dürfen. Deswegen nennt er mit feingeistiger Ironie seine Hoffnung »alternativ«, um sie durch ihre blinde *Alternativlosigkeit* nicht zu diskreditieren. Was nach Schuldspruch und Freiheitsverlust aussieht, stimmt ihn hoffnungsvoll – lebenslang warten, mehr will er nicht.

Er scheut Erklärungen, wo er nur kann.  
Bei Bedarf gibt er sich manisch krank,  
er bittet um Verständnis,  
obwohl er von Verzeihung träumt.

*Das Ende des Wartens als Kränkung.  
Je länger wir warten, desto tiefergehender wird sie.  
Die Kränkung als Ausrede.  
In unserem Geist eine Schleife  
aus schäumend kreiselnden Gedanken.  
Wenn schäumend kreiselnde Gedanken nicht mehr  
kreiseln, empfinden wir die Erlösung vom Warten als  
Drohung, als dumpfen Leerlauf, der uns noch mehr  
kränkt.  
Das morbide Hoffen des gekränkten Pflichtverteidigers  
lautet: lebenslang warten.  
Den Gerichtsprozess des Wartens  
am Laufen zu halten, mehr will er nicht.  
Denn die Beweisführung ist wirkungslos: Seine War-  
tezeit ist ihm zu kostbar.  
Lieber wartet er auf die allerletzten Zuspitzungen  
seiner Lage, auf den wortlosen Hammerschlag, der  
den Rausch des Wartens, in dem er lebt,  
endlich beenden wird.*